



Erscheint jeden
Donnerstag.

Der Humorist.

Frei-Beilage zum

„Wiesbadener General Anzeiger.“



Nr. 25.

Wiesbaden, den 24. Juni 1897.

II. Jahrgang.

Das Duell.

Aus dem Amerikanischen des Charles Blunt.
(Nachdruck verboten.)

Sie traten bei ihm ein.

Jaff Dumkins zuerst; steif, würdevoll, gravitätisch, wie sich's in so einem Falle ziemt. Bob Raleigh jedoch nicht.

Er, mit jener gewissen Miene, welche das unbegreifliche Gefühl verbergen soll, dessen man sich nur schwer erwehren kann, wenn einem 'mal 'ne Rolle zugefallen ist, an die man noch nicht gewöhnt ist und in der man sich noch nicht zurecht finden kann. Ein Gefühl, das dem gleicht, das uns unrettbar etwa auch dann überschleicht, wenn wir einen neuen Anzug anhaben, dessen Hosen noch den Bug nach vorn und hinten haben, und dessen Rockärmel im Ellenbogenbug noch ungeknittet und ungefalt sind.

So also traten sie ein. Und Jim trat ihnen entgegen, steif und hölzern und förmlich, wie einer, der nicht weiß, wie er zu der Ehre eines solchen Besuches kommt.

„Jaff Dumkins,“ stellte Jaff sich vor, und's schlen ihm etwas in die Quere gekommen zu sein, denn er räusperte sich und schluckte.

„Bob Raleigh, Sir, Bob Raleigh von Jacksonville,“ folgte nun Bob, Jaff's Beispiel.

„Sehr angenehm. Womit kann ich . . .“ und er wies auf zwei Polsterstühle, in deren einen sich Jaff Dumkins steif und förmlich niederließ, wie sich's gehörte, während Bob Raleigh mehr hinplumpste, als er sich setzte, so daß der Stuhl fast ebenso seufzte, wie Raleigh selber wenn nicht mehr.

„Womit kann ich . . .?“ fragte Jim wieder und ließ seine Blicke wie fragend über die Beiden gleiten.

„Um, 's ist so 'ne Sache, ist's,“ meinte Jaff. „So 'ne Sache die . . . wir kommen nämlich von Seiten oder wie man zu sagen pflegt, im Auftrage . . . nicht wahr, Bob? im Auftrage also von Max Jaffer O'Keen.“

„Ah!“ sagte Jim.

„Ja, Jaffer O'Keen, nicht wahr, Bob?“

Und Bob wurde über und über roth, wischte sich den Schweiß mit dem Taschentuch und sagte: „Jawohl, Jaffer O'Keen.“

„Jaffer O'Keen, müssen Sie wissen,“ begann nun Mr. Jaff Dumkins wieder, „ist unser . . . hm, wie

soll ich sagen, unser Freund also, ist er das nicht, Bob? und so . . . so . . . hm, mit einem Worte, wir kommen weil Sie ihm, wie soll ich es sagen, eine Ohrfeige gaben, oder war sie das nicht, Bob?“

Diesmal blickte Bob Raleigh mit dem Ausdrucke freudiger Erregtheit auf.

„Eine Ohrfeige,“ wiederholte er, „eine veritable Ohrfeige, wie sie . . .“

„Wie sie unter Gentlemen nicht üblich ist,“ fiel ihm Jaff Dumkins in's Wort, ohne seiner würdevollen Ruhe im geringsten was zu vergeben.

„Ah,“ sagte Jim, „und dieser Ohrfeige also, dieser Ohrfeige danke ich also . . . die . . . die . . . die Ehre Ihres Besuches.“

Jaff Dumkins verneigte sich höflich und Bob Raleigh, dessen Gesicht zu strahlen begann, da er sich immer mehr in seine Rolle eingewöhnte, verneigte sich auch und streckte seine Hand vor, gleich als wolle er sie Jim schütteln, allein ein eifrig strafender Blick aus Jaff's Augen hielt ihn davon zurück, und nun rieb er sich die Hand mit verlegenem Lächeln an dem Ledertuche seiner Hose.

„Unseres Besuches,“ sagte Jaff Dumkins, „sehr wohl, unseres Besuches. Unser Freund nämlich — Sie wissen, Mac Jaffer O'Keen unser Freund ist — unser Freund also kann nämlich diese Ohrfeige nicht auf sich sitzen lassen. Er faßt die Ohrfeige, wie soll ich sagen, als Beleidigung auf, und ein Gentlemen, Herr, das werden Sie wissen, läßt Beleidigungen nicht auf sich sitzen, nicht wahr, Bob, das läßt er nicht?“

„Mac Jaffer O'Keen nun,“ fuhr Jaff Dumkins fort, „hätte Sie ja, wie soll ich sagen, einfach — hm — niederschleichen können, und das wäre — ich glaube wenigstens, es wär' es, sein Recht gewesen, allein er wollte es nicht. Ja, ich selber gab ihm den Rath, allein — da kennen Sie Jaffer O'Keen schlecht — „nein“, sagte er, „ich will nicht. Er hat mir,“ das sind seine ausdrücklichen Worte, „er hat mir wie ein Gentlemen dem andern eine Ohrfeige gegeben, und so will ich ihm auch wie ein Gentlemen dem andern das Licht ausblasen?“

„Ein Duell also?“ fragte Jim.

„Ganz richtig, ein Duell, und ich denke, wir machen's gleich ab; denkst Du nicht auch, Bob . . .?“

„Wenn es dem Herrn Spaß macht,“ sagte dieser mit seinem breiten, gutmüthigen Lächeln, „gewiß.“

Jim aber lehnte sich in seinem Stuhle zurück und

„Jim“, sagte er, „und wenn's mir nun keinen Spaß machte? Was dann?“

Bob Raleigh sah Jim ganz erstaunt an und sperrte den Mund förmlich auf: „Ja, was dann?“ Daran hatten sie noch gar nicht gedacht. Und Jaff Dumkins runzelte die Stirn und kniff die Lippen zusammen. „Ja, was dann?“

Jim nun, Jim weidete sich einen Augenblick lang an der Verblüffung der Beiden. Dann lehnte er sich noch mehr zurück und:

„Ich werde Ihnen was sagen,“ begann er. „Ich hätte im Grunde nichts dagegen, mich 'mal zu schließen und wäre es selbst mit Mac Jaffer O'Keen, allein — es geht nicht, es geht beim besten Willen nicht. Ich habe nämlich — einen Grund.“

„Ah!“ machte Bob Raleigh, als sei er darüber erfreut, daß Jim einen Grund habe, wogegen Jaff Dumkins ein ganz bedenklich ungläubiges Gesicht schnitt.

„Jawohl,“ sagte Jim mit einer Stimme, in der sich der Triumph ausdrückte, daß er die Situation so beherrschte, „jawohl, und zwar einen Grund, der sich sehen lassen kann, einen Grund, den Sie sehen können, wenn Sie wollen,“ und er stand auf.

„Ein Grund, den . . .“ stammelt Jaff Dumkins, der nachgerade anfang aus seiner Rolle zu fallen und von seiner Würde zu verlieren.

„. . . der sich sehen lassen kann,“ bestätigte jedoch Jim und setzte hinzu: „bitte, folgen Sie mir.“

Und Jaff stand auf und Bob auch und beide folgten sie Jim. Jaff etwas unsicher gemacht, Bob mehr neugierig als ängstlich. Jim aber führte sie auf die Terrasse und gerade vor sich hinweisend, sagte er: „Was sehen Sie dort?“

„Dort?“ und beide sahen hin. „Einen Garten.“

„Nein,“ sagte Jim, „dort, dort.“

„Einen . . . einen Kirschbaum“, platzte Bob Raleigh heraus.

„Ganz richtig, einen Kirschbaum, und auf dem Kirschbaum?“

„Ein, ein . . . nein . . . ein . . . etwas Rotzes.“

„Ein Kleid,“ setzte Jaff festen Tones hinzu. „Ein Weiberkleid.“

„Jawohl,“ frohlockte Jim, „ein Weiberkleid und nicht nur ein Kleid, sondern ein Weib selber, ein junges, schönes Weib, meine Herren, mein Weib!“

„Ah“ sagte Bob und „Ah“ sagte Jaff und:

„Wirklich und wahrhaftig Ihr Weib?“ fragte letzterer, in dem das alte Mißtrauen erwachte.

„Wirklich und wahrhaftig mein Weib. Und dieses Weib ist mein Grund, und wie Sie zugeben werden, ein sehr stichhaltiger Grund.“

„Ein ungemein stichhaltiger Grund,“ bestätigte Bob Raleigh und —

„Ein Grund jedenfalls,“ pflichtete Jaff Dumkins widerstrebend bei, „vorausgesetzt, daß es ein Weib ist.“

„Wollen Sie's sehen?“ fragte Jim mit glücklichem Lächeln; „He, Molly! Molly! rief er und:

„Was denn, Schatz?“ Lang es zurück mit einer Stimme, einer Stimme, wie Bob Raleigh sie niemals gehört, so wie 'ne Glocke aus Silber, so hell, so wohlklingend, so rein, und aus dem Geäste des Kirschbaumes löste sich eine Gestalt und sprang herunter, die Gestalt eines jungen, reizenden Weibes, das über und über erröthete,

als es die Blicke der fremden Männer auf sich gerichtet sah.

„Nun?“ sagte Jim und sah die Beiden triumphierend an.

Jaff zuckte mit den Achseln, Bob Raleigh aber konnte nicht umhin, er mußte Jim Websters Hand ergreifen und schütteln und sagen: „Ein brillanter Grund, ein wirklich guter, ein ganz außerordentlich guter Grund. Und . . . wie lange haben Sie ihn?“

„Seit acht Tagen ist Molly meine Frau,“ sagte Jim.

Zehn Tage später.

Jaff Dumkins und Bob Raleigh sitzen in ihrer Taverne und spielen.

„Ist's erlaubt?“ fragt eine Stimme und — wißt Ihr, wer eintritt? — Jim tritt herein.

„Teufel,“ sagt Dumkins und legt seine Karten hin, „Sie hier?“ und auch Bob Raleigh steht ihn ganz verwundert an.

„Ja . . . ich!“ sagte Jim. „Und wissen Sie, weshalb ich komme? Wegen Max Jaffer O'Keen komme ich. Erinnern Sie sich noch?“

„Gewiß, aber . . .“

„Nun denn, ich hab' meine Ansicht geändert und bin bereit.“

„Bereit?“ fragte Jaff. „Wozu?“

„Mich zu schließen.“

„Ah!“ rief Raleigh und legte nun auch seine Karten hin. „Und Ihr Grund? Haben Sie Ihren Grund nicht mehr?“

„O gewiß, aber gerade das ist der Grund, daß ich mich schließen will, und — mein Wort darauf, es ist ein triftiger Grund, das ist gewiß.“



Don Juan in der Klemme.

Humoreske von A. von Winterfeld.

(Nachdruck verboten.)

Und wenn der Maler noch so groß ist, in seinem Atelier steht's in der Regel ziemlich bunt aus. Überall Bilder, ungerahmt und ordentlich an der grauen Wand umherhängend, Staffeleien hier und da, Stühle, Ständer, Votterbetten, Gipsabgüsse und Büsten aller Art, Statuen und Statuetten; überall fürchtet man, sich weiß oder bunt zu machen, und überall riecht es nach Farbe und Terpentin.

In der Mitte, vom günstigsten Lichte beschienen, steht der Künstler und malt, unter der grauen, beschmierten Blouse ein Hemd von tadelloser Weiße und Feinheit, und eine Weste vom elegantesten Schnitt, das Haar gewöhnlich wirr und dunkel, die Stirn hoch, das Auge manchmal weit geöffnet, manchmal halb zugekniffen, je nach dem er mehr oder weniger scharf sehen will.

Mit dem eben geschilderten Bilde hatte Delfeld die größte Ähnlichkeit — ein hübscher junger Mann mit einem freundlichen Gesicht, als wenn er mit seiner Landschaft recht zufrieden wäre, vielleicht auch mit seiner ganzen Existenz.

Die Arbeit ging ihm leicht von der Hand; bald machte er einen Strich, bald trat er zurück, die Wirkung zu prüfen, und wenn er's für gut befunden, dann lächelte er.

Da klopft es an die Thür. Ein Schatten der Unzufriedenheit flog über das heitere Antlitz. Schon wieder eine Störung! Aber was hilft's?

„Herein?“

Er hätte weit lieber etwas anderes gesagt. Aber das ist das Loos der Maler; sie haben selten viel Ruhe; doch sie gewöhnen sich daran.

Ein feiner, stutzerhaft gekleideter Herr trat ein, nicht mehr ganz jung, aber desto selbstgefälliger und eifriger.

„n Morgen, Delfeld!“ schnarrte er durch die Nase. „Will gar nicht stören. Komme nur auf zwei Augenblicke. Gehe gleich wieder weg.“

Das sagen sie alle. Darauf ist gar kein Verlaß. Man muß wenigstens so thun, als wenn man's glaubte.

„I sieh' mal an — Kneifer!“ lautete der Gegenruf. „Man hat Sie ja eine Ewigkeit nicht gesehen!“

Auf Reisen gewesen, lieber Freund. Man muß sich doch ein wenig zerstreuen. Seit acht Tagen erst wieder zurück. Wie geht's Ihnen?“

„Sehr gut! Danke!“

„Haben sich verheirathet, während ich fort war — wie?“

„Ganz recht — und ausgezeichnet!“

Kneifer schnitt eine Grimasse und ließ das Vorgnon fallen, daß er im Auge hatte.

„Das sagt jeder im Anfange!“ schnarrte er. „Aber ich störe Sie wohl bei Ihrer Beschäftigung? Wenn ich Sie geniren sollte, so geniren Sie sich durchaus nicht und werfen Sie mich ganz einfach aus der Thür! Ich hab' selbst nie etwas gethan, aber ich weiß die Arbeit anderer zu respektiren.“

Dann nahm er Platz, schlug ein Bein über das andere, behielt den Hut auf dem Kopfe und spielte mit seinem Stöckchen.

„Jedenfalls ist Ihre Frau hübsch,“ fuhr er dann fort. „Ein Engel natürlich, in den Sie zum Sterben verliebt sind!“

„Vollständig getroffen, mein Lieber!“

„Und nach einmal reicher Ehe schon wieder bei der Arbeit?“

„Ich male nur bis zwölf Uhr mittags; den Nachmittag widme ich stets meiner Frau; wir gehen zusammen aus; ich kann doch mein kleines zwanzigjähriges Weibchen nicht den ganzen Tag allein lassen.“

Kneifer schnitt ein Gesicht und klemmte das Vorgnon wieder ein.

„Hoffe doch, daß Sie mich Ihrer Frau Gemahlin vorstellen werden!“ sagte er.

„Gewiß! Bei der nächsten Gelegenheit! Werden Sie sich denn nicht auch halb verheirathen?“

„Nein!“ lautete die Antwort. „Ich möchte beinahe sagen, im Gegentheil! Habe kein Talent dazu! Da muß man's bleiben lassen —!“

Er wiegte sich auf seinem Stuhle hin und her und schien noch etwas folgen lassen zu wollen, als es wiederum klopfte. Gleich darauf war die Thür aufgemacht, und ein verblaßter Kopf blickte durch die Spalte.

„Ach, Du bist nicht allein!“ sagte eine nächterne Büreaustimme; ich störe wohl?“

„Durchaus nicht, lieber Täuble! Tritt nur näher, damit das Haus voll werde!“

„Du bist sehr gütig, lieber Freund!“

Damit folgte der ganze Körper nach, und die Thür

wurde wieder geschlossen. Der neue Ankömmling gehörte zu der Klasse von Menschen, denen der Anhänger hinten heraussteht und die zu kurze Beinkleider haben — nicht zeitweise, sondern immer. Sie können nicht dafür; aber es ist ihr Fatum, ihr unabweisbares Schicksal. Sie sehen alle etwas altmodisch aus, wie zurückgesetzte Waare, etwas bleich, vom vielen Stubensitzen bebrüht infolge großer Augenanstrengung, gebückt, weil sie den größten Theil ihres Lebens übers Pult gebeugt sind. Sonst können es aber auch hübsche Menschen sein. Täuble war's auch — ein bißchen verlegen und ängstlich; aber das kleidete ihn gut; das gehörte eigentlich zu ihm.

„Ich bin entzückt, Dich zu sehen!“ sagte Delfeld mit herzlichem Händedruck. „Du kommst so selten!“

„Leider habe ich nur Sonntags Zeit zum Ausgehen; sonst würde ich mir gewiß öfter die Freiheit nehmen.“

Währenddessen hatte er sich eine praktische Ecke ausgesucht, wo er den Stock hinstellte und den Hut, welchen er schon draußen abgenommen, daraufstülpte.

Dann besorgte der Maler die Vorstellung.

„Herr Registrator Täuble, ein Jugendfreund von mir!“

„Angenehm!“ sagte der andere, ohne aufzusehen.

„Herr von Don Juan!“ fuhr Delfeld fort, indem er auf Kneifer zeigte.

Der Registrator verbeugte sich dreimal.

„Ach, sehr angenehm! Also ein Spanier? Außerordentlich angenehm!“

Der Maler lachte.

„I Gott bewahre!“ sagte er. „Ich wollte nur seinen Charakter andeuten! Herr Heinrich Kneifer — Berliner vom reinsten Wasser!“

„Wirklich außerordentlich angenehm!“

Delfeld stellte sich wieder an die Staffelei und nahm den Pinsel zur Hand.

„Nimm Dich nur vor ihm in Acht!“ fügte er hinzu; „das ist der erste Schrecken aller Ehemänner!“

Täuble machte das lustig.

„Ja, nimm Dich nur in Acht!“ sagte er.

„Delfeld übertreibt!“ meinte Kneifer, indem er sich erhob. „Uebrigens sind die Freunde immer ausgenommen!“

Der Registrator drückte ihm mit großer Wärme die Hand.

„Ich muß fort!“ sprach der Stutzer weiter; ich bin zu einem kleinen Herrenfrühstück eingeladen!“

„Bei dem natürlich nur Damen sind!“ scherzte der Maler.

„Nein, das nicht, aber Trüffeln,“ war die Antwort. „Auf Wiedersehen also! Empfehle mich Ihnen, Herr Scheible!“

Dann war er fort.

Täuble, welcher aufgestanden war, setzte sich wieder. „Merkwürdig!“ sagte er; „aber es kommt mir vor, als wenn ich den Herrn kürzlich gesehen hätte!“

Dann legte er den Finger an die Nase und dachte nach; plötzlich stieß er einen Schrei aus.

„Was ist Dir denn!“ fragte Delfeld.

„Run weiß ich, wo ich den Herrn gesehen habe!“

„Deshalb brauchst Du doch aber nicht so zu schreien!“

„Ich habe einen Schreck bekommen und bin mit dem grünen Pinsel in den blauen Himmel gefahren!“

„Es war im Opernhaus!“ fuhr der Registrator fort. „Vorige Woche!“

„Wie? Du gehst ins Opernhaus?“

„O ja — ich bekomme manchmal Freibilletts.“

„Und da hast Du Kneifer gesehen?“

„Ohne allen Zweifel!“ bestätigte Täuble. „Er saß uns gegenüber und lorgnettirte meine Frau, daß mir ganz ängstlich dabei wurde!“

Der Maler lachte.

„Ja, ja,“ sagte er, „das ist ein Don Juan erster Klasse.“

Der Registrator machte ein besorgtes Gesicht.

„Und den empfängst Du in Deiner Wohnung, Du, ein kürzlich verheiratheter Mann —!“

„Ach, so schlimm ist das nicht!“ meinte Delseld.

„Die erste Hälfte seines Abenteuers träumt er gewöhnlich, und die zweite bildet er sich ein. Er ist nur ein Don Juan in seiner eigenen Idee — er lügt sich selbst etwas vor! Du nimmst mir's doch nicht übel, daß ich weiter arbeite? Ich habe alle Hände voll zu thun; heute nachmittag muß ich zu meinem Minister!“

Der Registrator spitzte die Ohren.

„Weshalb hast Du denn Deine Frau nicht mitgebracht?“ fuhr der Maler fort.

„Bitte, ich habe sie ja mitgebracht!“ war die Antwort; sie ist unten bei der Deinigen — hat wegen eines neuen Hutes mit ihr zu sprechen — ich glaube Dir schon erzählt zu haben, daß Molly sich mit Putzmachen beschäftigt. Was soll man thun? Es ist alles so theuer! Und vor ihrer Jugendfreundin brauchte sie am wenigsten zu geniren! Er ist doch immer ein paar Thaler Zulage zu meinem kleinen Gehalt!“

„Nun, natürlich, natürlich! Es fiel mir nur auf, daß Du allein kamst!“

Am Täuble's Lippen spielte ein wehmüthiges Lächeln.

„Allein?“ wiederholte er. „Nein, das ist gar nicht möglich! Ich kann mir nicht ein Duzend Cigarren holen, ohne daß meine Frau mich begleitet?“

„Also so weit geht das?“ fragte Delseld beim Malen.

„Ja so weit geht das! Nach dem Essen gehe ich immer in ein Wiener Cafe, um eine Partie Domino zu spielen — wenn man den ganzen Tag über an seinem Pulte gefressen hat, so ist das doch eine erlaubte kleine Erholung — aber Molly hat mir doch jeden Abend eine Scene darüber gemacht; sie will durchaus überall mit, oder ich soll den ganzen Abend zu Hause bleiben. So ist es denn gekommen: ich verlasse sie nicht — sie verläßt mich nicht — wir verlassen uns nicht. Das ist gemüthlich; nicht wahr?“

„Deine Frau hat ganz recht!“ sagte Delseld. „Heirathen heißt zusammenleben!“

„Ganz richtig!“ bestätigte Täuble; aber nicht aneinander geschmiebet sein wie zwei Sträflinge! Ich liebe ja meine Frau! aber keinen Schritt ohne sie machen zu dürfen, immerfort begleitet werden, wie ein Sängler am Klavier, das ist angreifend! Und dann macht es mich auch lächerlich in meinem Bureau, hindert mich in meinem Avancement, beeinträchtigt meine Würde!“

„Nege Dich doch nicht so auf, Täuble!“ sagte Delseld zu dem Freunde, der ganz roth geworden war.

Da tönten auf dem Flur zwei Frauenstimmen.

Der Registrator horchte auf; dann nahm er eiligst Hut und Stock.

„Das ist meine Frau!“ sagte er. „Adieu, lieber Delseld! Ich habe noch einen Besuch zu machen bei einem Kollegen, der nicht weit von hier wohnt — meine Frau würde mich sonst wieder begleiten wollen. In zehn Minuten bin ich wieder hier! Adieu, lieber Delseld!“

Dann war er zur einer andern Thür hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

✧ Allerlei Humoristisches. ✧

Humor des Auslandes.

Radsfahrer Schmidt (welcher Frä. Flora Schulze zu einem Ausflug abholen will, zu deren kleinen Bruder): „Jetzt ist Deine Schwester schon beinahe eine Stunde auf ihrem Zimmer, um ihr Bicyclekostüm anzulegen. Ich zieh' meinen Bicycle-Anzug doch in fünf Minuten an — was kann ihr denn da nur so viel Zeit fortnehmen?“

Friedrichen: „Weißt du, das machen die vier Paar Strümpfe, die Flora immer übereinander zieht.“

Papa, was ist ein Optimist? —

Ein Optimist, mein Sohn, ist ein Mensch, der mit Allem auf der Welt zufrieden ist.

Soldat: „Ein Mensch hat wohl immer sehr viel Geld, nicht wahr, Papa?“

[*]

Die kleine Carrie (den Besuch unterhaltend, bis die Mutter kommt): „Meine Mama ist eine dumme Frau.“

Dame (neugierig): „Ja, mein Kind! Aber warum sagst Du mir das gerade jetzt?“

Carrie: „Weil sie immer betet, wenn Du kommst.“

Dame: „So, und was betet sie denn da?“

Carrie: „Herr! Erlös' uns von dem Uebel!“

Tochter: „Weißt Du, Mama, ich glaube, Georg wird sich bald erklären.“

Mama: „Und worauf gründet sich Deine Hoffnung, Mabel?“

Tochter: „Gestern waren wir in einer Bicycle-Niederlage und da schien er sich nur für „Tandems“ zu interessieren.“

Friedrichen: „Du, Papa, was heißt denn das eigentlich — erbliche Belastung?“

Papa: „Im — „erbliche Belastung“ ist, wenn man — Nein, so würdest Du es nicht verstehen. Also — „erbliche Belastung“ ist, was man von seinem Papa und Mama bekommt.“

Friedrichen: „Aha — Reile!“

Wenn jede Frau das wäre, wofür man sie hält, könnte die Welt ein entzückender Aufenthalt sein.

Tante Lucy, was bedeutet eigentlich Excentricität?“

Tante: „Die komischen Sachen, die andere Leute treiben.“

Beatrice sagte gestern zu mir, sie schätze ihren Bräutigam deswegen so hoch, weil er so ganz anders sei, wie andere junge Leute.

Das stimmt auffallend; er ließ sich eben fangen, die andern nicht.

„Kennen Sie die Dame nicht?“

„Nein.“

„Nun, das war ja die erste Liebhaberin vom Boulevard- Theater, die mit dem ersten Liebhaber verheirathet ist und ein Hund- und Katzenleben mit ihm führt.“

„Ja, aber warum lassen sich denn dann die Deutschen nicht scheiden?“

„Ja, es will eben Keines dem Andern Kellame machen.“

„Jugend.“